

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Meine Geige und der Großmutter ihr Geigenbogen

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Meine Geige und der Großmutter ihr Geigeboge.

Warum ich kein Instrument spiele — wollt ihr wissen — trotzdem ich doch ein solcher Musiknar bin? So sagte der Onkel Joseph in der Konzertpause. Du lieber Gott, muß man denn alles haben, was einen freut; sich auf alles setzen, was man liebt? Die Sterne, heißt es, die begehrt man nicht; man freut sich ihrer Pracht! Ein Kind oder ein Dummkopf müßte es sein, wer sie durchaus von der blauen Höhe herunterholen wollte; zu wetten ist auch, daß sie sich aus der Nähe gerade so wie unsere Erde, nur die meisten noch etwas ungemüthlicher, ausnehmen würden. So habe ich eine größere Freude und mehr Genuß an der Musik, wenn ich sie mir von wirklichen Musikern vormachen lasse, als wenn ich selber im Schweiß meines Angesichts auf irgend einem Blas- oder Streichwerk herum-pfusche; wollte Gott, es dächten noch mehr Menschenwürmer wie ich.

Daß ich aber mein Lebtag nur ein Pfscher in der Ausübung bleiben würde, das hab' ich von früh an deutlich gefühlt und daher meine Hände hübsch davon gehalten; nur mit dem Herzen hab' ich allezeit fröhlich mitmusiziert, glücklich darüber, zwei empfängliche Ohren zu haben. Einmal freilich habe auch ich den Versuch gemacht, mir den goldnen Stern von da oben herunterzuangeln. In der Hand hielt ich ihn auch — aber kurz war mein Traum und böse das Erwachen. Laßt's euch erzählen!

Ich war ein Bub von so sechs oder sieben Jahren und wußte von Gott und der Welt, Mensch und Leben, soviel als man in dem Alter weiß, wo man gerade anfängt, die Augen aufzumachen, nämlich nichts. Ein Apfel war noch mein höchster Genuß, eine kleine Lüge meine größte Sünde und Prügel der größte Schmerz. Was die Kunst anlangt, so war mir die Militärmusik das höchste; mit den Trommlern und Pfeifern war ich schon vollauf zufrieden.

Aber auch für mich kam der Tag, wo mir eine Ahnung von der höheren Kunst in der Seele aufstieg.

Eines Tages gab mein Lehrer mir ein Briefchen an einen andern Lehrer mit, der an meinem Schulweg wohnte. Als ich in den Hausflur trat, hörte ich aus einer halboffenen Thüre Geigenspiel. Ich lauschte; die Töne zogen mich eigentümlich an. Leise trat ich näher und schaute in das Zimmer. Das Bild, das sich mir bot, ergriff mich: vor seinem Notenpult, aber mit glänzenden Augen darüber hinweg und in die Ferne sehend, stand der Lehrer selbst — und spielte mit tief und schmerzlich bewegtem Gesichte ein schwermütiges, manchmal leidenschaftlich aufschwellendes, dann wieder in sich versinkendes Tonstück. Als er mich nach einer Weile bemerkte, brach er ab. Stotternd entledigte ich mich meines Auftrags, mit den Gedanken noch ganz bei der Musik.

Von dem Augenblicke an war ich ganz in den

Gedanken verrannt, auch so spielen zu können, wie der Lehrer that; und es kam mir das auch ganz leicht und einfach vor: die Geige in die Linke, den Bogen in die Rechte, und dann heraus mit den Tönen aus der Brust, aus der sie mir nur so zu quellen schienen.

Ich fing also an, meine Eltern zu bitten und quälen, mir doch eine Geige zu kaufen. Aber der Vater meinte, selbst wenn es mir ernst damit wäre, solle ich noch ein paar Jahre warten; ich sei noch zu jung, das Lernen so schwer, eine Geige arg teuer und der Unterricht noch teurer — und wir waren ja auch kleine, arme Leute — also abwarten.

Da es beim Vater nichts half, fing ich also bei der Mutter zu betteln an, und siehe da — es war gerade Jahrmarkt — eines schönen Morgens bringt sie mir als Neßkram eine kleine Kindergeige vom Dreibahnenstand mit. Es sah wenigstens aus wie eine Geige, das knallrot angestrichene Ding! Man kann sich also meine Freude denken, als ich es in Empfang nahm, aber —

„Ja, wo ist denn der Bogen dazu?“ fragte ich.

„Es ist keiner dabei gewesen; drum hab' ich sie auch billiger kriegt, auch weil es das letzte Stück war!“ lautete die Antwort.

„Ja, was mach' ich denn mit einer Geig', wo ich kein' Geigeboge dazu hab'?“ rief ich.

„Ja, lieb's Kind!“ sagte die Mutter, „da kann ich dir nicht helfen. Du kannst aber einstweilen mit den Fingern drauf Guitärre spielen!“

„Das ist aber gar nix, so mit den Fingern! Einen Bogen muß man doch haben!“ so maulte ich, mißvergnügt im höchsten Grade.

Da kam im selben Augenblicke wie ein rettender Engel die Großmutter zu Besuch vom Dorfe herein. „Aber Sepple,“ sagte sie nach dem ersten Gruß, „was machst denn für ein wüßt Gesicht?“

„Ja!“ rief ich, „da hat mir die Mutter zum Neßkram eine Geig' kauft und keinen Bogen dazu! Jetzt was mach' ich denn mit einer Geig', wo ich keinen Geigeboge dazu hab'?“

Die alte Frau lachte gutmütig über mein Unglück und meinen Zorn.

„He, bis nur ruhig, Sepple! Vielleicht findet sich doch einer!“ sagte sie.

„Kaufst du mir einen?“ fragte ich in hoffnungsvoller Begier.

„Ich will emal mein Geld zähle.“

„D es wird schon langen!“ drängte ich schmeichelnd, „so ein Bogen kostet ja nicht soviel!“

Am Abend nach der Schule saß ich auf der Haus-treppe draußen und schaute in banger Spannung die Straße entlang. Die Großmutter sei noch auf der Messe, hatte mir die Mutter verheißungsvoll zugestekt.

Ob sie mir einen bringen wird? so dachte ich und kimperte zärtlich auf meiner Geige . . . , dip—dip—dip hinaus . . . und dip—dip—dip hinunter . . .

Da stand auf einmal Kleisers Karl vor mir, ein Nachbarsbub, vier Jahre älter und dreimal so stark als ich, der schlimmste Strick des Viertels.

„Was hast du da, Sepple? Zeig 'mal!“ fragte er.



„Was hast du da, Sepple? Zeig 'mal!“ fragte er.

Ich traute ihm aber nicht und zögerte.

„Ich mach' nix dran, gib mal her!“

„Angstlich barg ich meinen Schatz an der Brust.

„Ob du's hergiebst oder nicht!“ drohte er.

„Du machst mir's kaputt!“ stammelte ich angstvoll und suchte die Treppe hinauf zu kommen; aber er hielt mich hinten fest.

„Du Zeigaff!“ rief er. Damit entriß er mir das Ding. Ich schrie laut auf.

„Siehst du, nun hab' ich's doch!“ höhnte er, „paß mal auf.“

... dip—dip—dip machte auch er, aber — schrapp; eine Saite sprang.

Mir gab es einen Stich ins Herz.

„Gieb mir meine Geig' wieder!“ schrie ich.

„Das Lumpenzeug!“ machte er verächtlich und schwang sie hoch.

„Gieb sie mir wieder!“ schrie ich nochmal, „oder — —!“

„Oder?“ fragte er lauernd.

„Ich sag' s dem Vater!“

„Dem lahmen Esel! Meinst du, der kriegt mich?“

„Aber dem Lehrer! Wart nur!“ rief ich verzweifelt, und die Thränen liefen mir übers Gesicht.

„Wem sagst du's, dem Lehrer? Du Zeigaff! Sag's noch einmal!“ sagte er und schlug mir die geliebte Geige um den Kopf, daß sie klapperte und der Steg mit heftigem Knalle umschnappte.

„Jawohl!“ schrie ich außer mir vor Zorn und Schmerz um die gefährdete Geige.

„Dem Lehrer willst du's sagen?“ wiederholte der

Quäler und schlug mir die Geige nochmals um die Ohren, daß der Boden eintrachte.

Ich heulte vor Wut laut auf und fuhr dem Gegner wild ins Gesicht und in die Haare. Der aber schüttelte mich leicht ab, warf mich hin und schlug die Geige an mir völlig in Trümmer; dann sprang er hohnlachend davon.

Heulend saß ich unter den traurig um mich verstreuten Resten meines Glückes, betäubt zugleich durch die Größe des Verlustes und durch die mir unfaßbare Schlechtigkeit von Kleisers Karl; da hörte ich von zwei Seiten her meinen Namen rufen. Die Stiege herunter kam die Mutter, die auf dem Speischer Wäsche aufgehängt hatte, und fragte, was los sei? Die Straße entlang aber kam die Großmutter gehumpelt.

„Sepple!“ rief sie schon von weitem, „rat einmal, was ich dir hab'.“

Sie holte eine lange, graue Papiervolle unter dem rechten Arme hervor und schwenkte sie hoch.

Ich heulte weiter.

„Jesses, warum heulst denn so, was ist denn passiert? Schau her! ich hab' dir ja ein' Geigeboge!“

Da aber brach ich erst recht los.

„Was mach' ich denn mit einem Geigeboge, wo ich kein' Geig' dazu hab'!“ rief ich schluchzend.

„Ja wa —!“ fragte sie und stutzte, hielt aber inne, als sie beim Herankommen an den ringsverstreuten Trümmern die Lage der Dinge erkannte. „Wer hat denn das gemacht?“

„s Kleisers Karl!“ würgte ich hervor.

„Der wüest

Bueb, der Laus-

angel, der —“

rief sie und fuhr

dann fort: „und

jetzt, was machen

wir mit dem

Bogen! Ein'

Gulden hat er

kost!“ Dann

begann sie das

graue Papier

aufzuwickeln.

„Was!“ rief

meine Mutter

entsetzt, „einen

Gulden? Wo

hast du ihn denn

kaufst?“

„He,“ sagte

die Großmutter,

„wo ich auf der

Meß keinen kriegt hab', bin ich zum Instrumentenmacher

Muckrich 'gangen, in der Bertholdstraße; 's ist der billigste gewesen, für einen Gulden — aber — aber —!“

„Einen Gulden!“ stöhnte meine Mutter, „die ganze Geig' hat nur 12 Kreuzer gekost!“



Sie holte eine lange, graue Papiervolle unter dem rechten Arme hervor.

„Jesses!“ schrie nun mit einmal die Großmutter hinaus, als sie mit dem Aufwickeln zu Ende war, „jesses, wo ist der Bogen? Er wird mir doch nicht hinten zum Papier hinausgerutscht sein!“

„Auch das noch!“ ächzte meine Mutter.

Aber es war wirklich so; er war ihr im Gehen hinten hinausgerutscht, ohne daß sie es gemerkt. Voller Zorn hielt mir die alte Frau mit dem langen Arme das leere Papier unter die Nase, daß meine Thränen darauf tropften, fast als ob ich schuld daran sei, daß die Rolle sich hinten geöffnet hatte.

Was half es, daß ich auf der Mutter Geheiß den von der guten Große gemachten Weg bis zu dem Musikalienladen zurückging, wo sie den Guldenbogen zur Dreibazengeige gekauft hatte. Er war und blieb ebenso verloren, wie meine Geige kaput. Da war nix mehr zu machen.

Die gute Folge aber war, daß dieser erste Versuch, die edle Frau Musika zu heiraten, auch mein letzter blieb. Ich hatte genug.

Heute bin ich's zufrieden. Wohin würde auch die Welt kommen, wenn alle wollten Musik machen?! Da gäb's keinen, der zuhören wollte; und fürs Zuhören ist die Musik doch vornehmlich da.

Maiglöckchen.

Von F. Mühl.



„Wie heißt du?“
„Maiglöckchen.“
„Das ist aber doch kein Name,

du hast gewiß noch einen andern?“

„Weiß nicht, mein Herr, man hat mich immer so genannt.“

„Was sind deine Eltern?“

„Tot.“

„Und was machst denn du? Woher kommst du?“

„Ich komme von Frau Franchard, die in Belleville für die Leute wäscht; ich muß ihren Kunden das Weißzeug bringen.“

„Wie alt bist du?“

„Ich glaube, sechzehn; genau aber weiß ich es nicht.“

Dieses Gespräch wurde in einem Krankensaal des Spitals Beaujour zwischen dem Unterarzt und einem Mädchen gewechselt, welches vor einer Stunde in der Vorstadt Saint-Honoré das Bein gebrochen hatte

und vom Armenpfleger — „wegen dienstlichen Falls“ — dem Spitalvorsteher zur Pflege übergeben worden war.

Der Arzt betrachtete es mitleidig. War er auch, in Folge seines Berufs, nach und nach gegen menschliches Elend gleichgültiger geworden, so konnte er sich bei dem Anblicke des kranken Kindes eines schmerzlichen Gefühles nicht erwehren. Zudem litt dasselbe noch an einem anderen Übel als an ihrem Schenkelbruch: es war schwindsüchtig. Und es kam noch ein dritter Umstand hinzu: Maiglöckchen war, wie so oft solche einem frühen Tod geweihten Wesen, hübsch; sie hatte etwas Ausdrucksvolles, Einnehmendes in ihren Zügen, die bald an die Schwärmerei eines Verliebten, bald an das resolute Wesen eines Pariser Gassenjungen erinnerten; eine nicht häufig vorkommende, aber durchaus nicht unangenehme Mischung von beiden; die im Werden begriffene „Pariserin der Vorstadt“, feck, zugreifend, nie verlegen, gereift durch das Elend, durch Schläge und Entbehrungen, aber bei alledem empfänglich und gefühlvoll.

Der Arzt stellte all sein Wissen und Können in die Pflege seiner armen Kranken und gewann deren Vertrauen so rasch, daß sie nach zweimal vierundzwanzig Stunden bereits „gute Freunde“ waren. Jetzt erzählte sie ihm, was sie von ihrem Leben wußte; es war wenig, aber doch genug, um das tiefste Mitgefühl einer menschlich empfindenden Seele zu erwecken: die, leider, immer wiederkehrende Geschichte eines in irgend einer schmutzigen Gasse geborenen Kindes, das der öffentlichen Wohlthätigkeit anheimfällt und dann irgend einer Megäre, die es schlägt und hungern läßt, in die Lehre gegeben wird.

Die Mißhandlungen und Entbehrungen hatten schließlich bei ihr die Schwindsucht erzeugt und Maiglöckchen lag nun da, um im Spitale daran zu sterben.

„Ach, lieber Herr, schreiben Sie nur meiner Meisterin nicht, daß ich hier bin!“ sagte das Mädchen. „Sie würde mich schlagen, weil ich gefallen bin. Heilen Sie mich auch nicht so schnell, damit ich lange bei Ihnen bleiben kann. Es thut so wohl, in der Wärme zu sein und schlafen zu können, und zu essen, wenn man Hunger, und zu trinken, wenn man Durst hat. Es war ein rechtes Glück für mich, daß ich das Bein gebrochen habe. Ich habe mich noch nie so wohl befunden wie hier!“

Die Freude der armen Kranken war herzbrechend, und es fiel dem Doktor schwer, seinen Thränen zu wehren, wenn er auf dieses wachsbliche Gesicht sah, aus welchem zwei tiefstehende, große, fieberhaft glänzende Augen dem Beobachter entgegenschauten.

Ja, das Elend hatte auf den schwächlichen blutrünstigen Körper des Mädchens seine Schreckensgeschichte aufgezeichnet, man konnte sie nur mit Schauern lesen. Diese arme, feine, durchsichtige Haut hatte nie den Kuß einer Mutter verspürt, diese armen Augen noch nie die unaussprechliche